

Editorial

Feminismus und Psychotherapie zusammenzudenken ist heute beinahe anstößig. Dies mag daran liegen, dass sich die Psychotherapie – als Heilbehandlung anerkannt und etabliert – in ihren unterschiedlichen theoretischen Denkrichtungen als objektiv, neutral und allgemeingültig versteht; demgegenüber wird der Feminismus in seinen vielfältigen Ausprägungen mit seinem Bestreben und unermüdlichen Kämpfen für die Gleichstellung von Frauen und anderen marginalisierten Gruppen diskursiv stets als lediglich Partikularinteressen verfolgende Bewegung ausgestellt. Darüber hinaus betrachten sich unseres Erachtens alle psychotherapeutischen Schulen in ihrem Selbstverständnis als helfende Disziplin als irgendwie ›emanzipatorisch‹.

Dass aber gerade Theorien, die als allgemeingültig und neutral gelten, oftmals genau diejenigen sind, die Herrschaftsverhältnisse aufrechterhalten und befördern, ist innerhalb der psychotherapeutischen Community eine unreflektierte Größe. Dies ist zumindest aus zwei Gründen bedenklich. Erstens ist die Mehrzahl des psychotherapeutischen Klientels weiblich. Und zweitens haben feministische Erkenntnisse, die es seit der Geburtsstunde der Psychotherapie gibt, kaum Eingang in die Hauptströme psychotherapeutischer Theoriebildung und damit auch nicht in den psychotherapeutischen Ausbildungskontext und die klinische Praxis gefunden. Vielmehr fristen sie ein Schattendasein, das als unbedeutend und oftmals störend wahrgenommen wird – als ob sie mit dem Allgemeinen nichts zu tun hätten.

Diesen Zustand erachten wir als theoretischen Mangel; dies gilt trotzdem oder gerade umso mehr als sich im deutschsprachigen Raum schon seit den späten 1970er Jahren eine sehr lebhafte und produktive Bewegung mit den Verbindungslinien zwischen Feminismus und Psychotherapie auseinandergesetzt hat. So wurden feministische Beratungsstellen und ähnliche Organisationen aufgebaut, feministische Therapieansätze

ze entwickelt und in die Praxis umgesetzt und theoretische Debatten geführt. An diese Entwicklungen gilt es nun heute anzuschließen. Das 2014 gegründete Institut feministischer Psychotherapiewissenschaften will genau dies in einer Form tun, die nun endlich auch eine Integration feministischer Erkenntnisse in psychotherapeutische Debatten und Ausbildungskontexte ermöglicht. Das erste Projekt war die Tagung *Feminismus und Psychotherapie – eine (Wieder-) Annäherung*, die am 5. Mai 2017 in Wien stattfand und die sich mit ganz grundsätzlichen Fragen zur Verbindung von Feminismus und Psychotherapie beschäftigte. Folgende Fragestellungen waren leitend: Was heißt ›feministisch‹ eigentlich? Welche Verbindungslinien und Verknüpfungen von Feminismus und Psychotherapie lassen sich unter einem historischen Blickwinkel ausmachen? Wie könnte die Psychotherapie von der Integration feministischer Wissensproduktion profitieren? Wie und wodurch lässt sich eine feministische Psychotherapie erkennen? Und letztlich: Muss psychotherapeutisches Denken bei der weitgehend kolportierten Zweigeschlechtlichkeit verbleiben – oder gibt es Alternativen? Aus den Tagungsbeiträgen und diesen Leitfragen ist nun dieses Schwerpunktheft hervorgegangen.

Den Beginn macht der Artikel *Was ist Feminismus? Wissenswertes über einen unruhestiftenden Begriff* von Barbara Grubner. Davon ausgehend, dass die Besonderheiten feministischen Denkens immer in Bezug auf historische und gesellschaftliche Verhältnisse verstanden werden müssen, spannt sie einen weiten Bogen feministischer Aktivität und Theoriebildung von der Französischen Revolution bis heute.

Esther Hutfless schlägt in ihrem Beitrag *Jenseits der Binarität – Psychoanalyse und Queer Theory* eine Brücke von feministischer Theorie zu queerer Theorie, von politischen Problemstellungen zu therapeutischen und psychoanalytischen und fragt nach produktiven Verbindungen zwischen queeren und psychoanalytischen Ansätzen.

Da im nordamerikanischen Raum die Institutionalisierung feministischer Psychologie und Psychotherapie stärker verankert ist als anderswo, zeichnen Nora Ruck, Vera Luckgei und Lisa Wanner in ihrem Beitrag *Zwischen Aktivismus und Akademisierung. Zur Bedingung der Möglichkeit feministischer Psychologie und Psychotherapie* die Geschichte der

feministischen Psychologie und Psychotherapie für diesen Raum historisch nach und positionieren sie zwischen Aktivismus und Akademisierung.

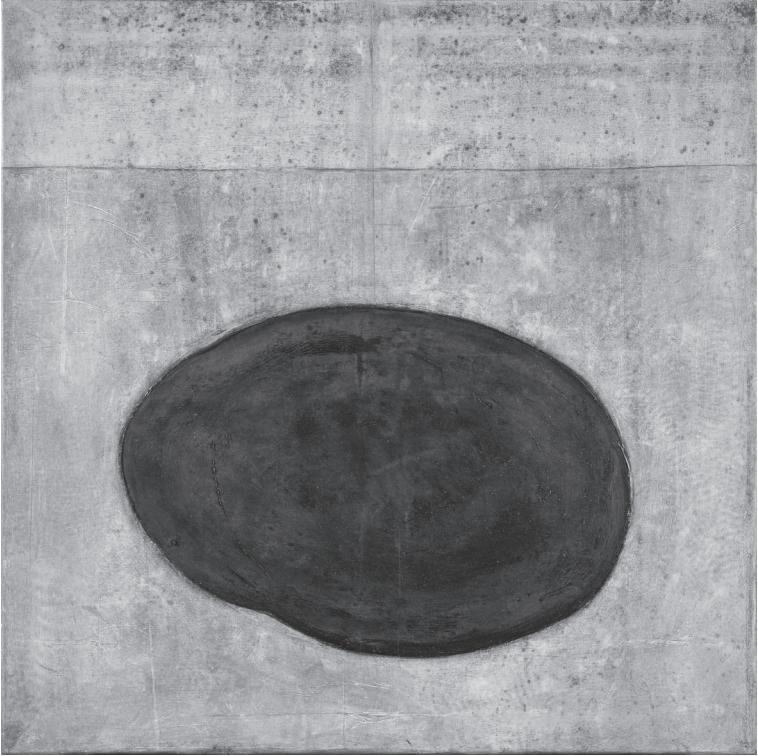
Brigitte Schigl wiederum macht in ihrem Text *Psychotherapie- und feministische Wissenschaft – eine notwendige Verknüpfung* deutlich, warum ein gegenseitiges Lernen von Feminismus und Psychotherapie notwendig ist und plädiert für vermehrte Dialogräume dieser beiden Denkzusammenhänge.

Bettina Zehetner fragt in ihrem Beitrag *Woran erkenne ich feministische Therapie?* danach, wodurch sich eine feministische Psychotherapie erkennen ließe und betont die Notwendigkeit von spezifischem Fachwissen um Gewalt, ökonomische Verhältnisse ebenso wie die Reflexionsfähigkeit der Psychotherapeut_in ob der eigenen gesellschaftlichen und geschlechtlichen Positionierung.

Mit unserer Tagung und der vorliegenden Publikation ist ein neuerlicher Anfang gemacht, feministische und psychotherapeutische Theoriebildung zusammenzubringen. Es bleibt zu hoffen, dass weitere Schritte folgen, die letztlich in der Praxis emanzipatorische Wirkungen entfalten können.

Die Bilder in diesem Heft stammen von der Künstlerin Heikedine Günther, die sich in ihrer Gemälde-Serie mit dem ›Kern‹ als universelles Sinnbild von etwas Entstehendem, aber auch Begrenzendem auseinandersetzt.

Angelika Grubner, Sabine Kirschenhofer, Corinna Obrist und Nora Ruck



Barbara Grubner

Was ist Feminismus? Wissenswertes über einen unruhestiftenden Begriff

Der Beitrag skizziert einige Dimensionen, die für ein Verständnis des Phänomens Feminismus im euroamerikanischen Raum zentral sind. Er beleuchtet das Verhältnis von Feminismus und Frauenbewegung und hebt die Bedeutung von Feminismus als politische Theorie hervor: Als einer Denkbewegung, deren herrschaftskritische Ausrichtung einen Bruch mit herkömmlichen Auffassungen von Menschsein, Gesellschaft und symbolischer Ordnung ins Leben ruft und auf die Veränderung der Gesamtgesellschaft abzielt. Der Schwerpunkt der Ausführungen liegt daher auf der politischen Organisation und Öffentlichkeit als notwendigem Nährboden für feministisches Handeln und auf den unterschiedlichen Konzepten von Emanzipation und Freiheit, die feministisches Denken von der französischen Revolution bis heute hervorgebracht hat.

Schlüsselbegriffe: Feminismus, Herrschaftskritik, politische Theorie, Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse

Die titelgebende Frage ist ohne Zweifel breit formuliert und lässt sich sehr unterschiedlich beantworten: Was macht Feminismus eigentlich aus? Was ist das Wesentliche an diesem Begriff? Lässt er sich definieren?

Ich werde im Folgenden keine globale Perspektive einnehmen, also nicht vom weltweiten feministischen Aufbegehren sprechen, sondern vom *Phänomen Feminismus* im euroamerikanischen Raum, mit Schwerpunkt auf den deutschsprachigen Raum. Das heißt aber nicht, dass dieses Phänomen in Europa und den USA einheitlich wäre, ganz im Gegenteil: der Feminismusbegriff war immer umstritten und es sind bis heute sehr unterschiedliche Verwendungsweisen im Umlauf. Seit es den Begriff gibt, gibt es außerdem den Konflikt darüber, wer sich mit diesem Titel schmü-

cken darf (oder wer mit ihm beleidigt wird): Wer ist oder nennt sich Feministin? Wer handelt feministisch?

Um die ersten Spuren feministischen Denkens und Handelns auszumachen, könnte man in der Geschichte sehr weit zurückgehen. Denn Feminismus gab und gibt es überall dort, wo Frauen Systeme männlicher Herrschaft angezweifelt, angefochten, kritisiert haben und zu überschreiten, zu bekämpfen trachteten – also in den meisten vergangenen und gegenwärtigen Gesellschaften. Feminismus als Herrschaftskritik, als Begehren nach einer anderen Zukunft, ließe sich daher seit der Antike erzählen, wie es etwa Antje Schrupp in ihrer *Kleinen Geschichte des Feminismus* (2016) tut.

Ich möchte hingegen in Anlehnung an Ute Gerhard (2012) und andere feministische Autorinnen bei der französischen Revolution ansetzen (vgl. zum Beispiel Holland-Cunz, 2003; Gerhard et al., 1997 oder Krondorfer & Grammel 2012). Dies deshalb, weil Feminismus ein Wort ist, das untrennbar mit einer Sphäre der Öffentlichkeit verbunden ist, mit einer Sphäre der politischen Öffentlichkeit, die erst zu diesem Zeitpunkt möglich geworden ist. Feminismus verweist auf etwas Kollektives, auf einen gemeinsamen Handlungsraum, auf ein Politisches, das ein gewisses Öffentlichwerden erfordert. Es trifft zwar zu, dass sich Menschen schon immer gegen die Verfügungsgewalt, gegen Bevormundung, gegen die männliche Herrschaft aufgelehnt haben. Aber Feminismus ist auf ein *wir* angewiesen, das Welt verändern möchte, das sagt: So wie es jetzt ist, sind wir nicht zufrieden, sind wir nicht einverstanden. Feminismus ist eine kollektive Anstrengung, die eine Veränderung gegenwärtiger Herrschaftsverhältnisse bewirken möchte, die (nach einem Wort von Hannah Arendt) nicht bei einem ›ich will‹ stehen bleibt, sondern zu einem ›ich kann‹ übergeht (vgl. Zerilli, 2010, S. 28).

Und in genau diesem Sinn ist das Wort ›Feminismus‹ auch in die Welt gekommen. Es geht auf die französische Frauenrechtlerin (Suffragette) Hubertine Auclert (1848-1914) zurück, die sich als erste selbst als Feministin bezeichnete. Sie prägte den Begriff Feminismus als politische Leitidee gegen den ›Maskulinismus‹, den sie der dritten Republik in Frankreich attestierte. 1892 nannte sich dann bereits ein Frauenkongress in

Frankreich ›feministisch‹ und wenig später breitete sich der Begriff in den Frauenbewegungen der gesamten westlichen Welt aus. Im deutschsprachigen Raum wurde er in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts kaum als Eigenbezeichnung verwendet (sondern vor allem abwertend und denunzierend von den Gegnern eingesetzt), erst mit der Frauenbewegung der 1970er Jahre findet er Eingang in die Alltagssprache (vgl. Gerhard, 2012, S. 8).

Es ist allerdings sinnvoll, zwischen Frauenbewegung und Feminismus zu unterscheiden, auch wenn sie gerade im deutschsprachigen Raum oft in eins gesetzt werden. Frauenbewegung ist, wie alle sozialen Bewegungen, ein Zusammenschluss, um kollektiv politisch zu handeln, und zwar in Bezug auf bestimmte Anliegen. Feminismus geht darüber aber (auch) hinaus: Er ist eine Denkbewegung, die auf die Veränderung der Gesamtgesellschaft gerichtet ist und nicht (nur) auf bestimmte, klar definierte Forderungen, denen zur Durchsetzung verholffen werden soll:

Wie andere Theorien oder Gesellschaftskonzepte [...] verweist die Rede vom Feminismus auf eine politische Theorie, die nicht nur einzelne Anliegen verfolgt, sondern die Gesamtheit gesellschaftlicher Verhältnisse im Blick hat, also einen grundlegenden Wandel der sozialen und symbolischen Ordnung – auch in den intimsten und vertrautesten Verhältnissen der Geschlechter – anstrebt und gleichzeitig Deutungen und Argumente zu ihrer Kritik anbietet (Gerhard, 2012, S. 7).

In diesem Sinne möchte ich drei Ausgangsannahmen voranstellen, die meinen Streifzug durch Wissenswertes über Feminismus begleiten werden:

1. Feminismus ist tief ins Politische verstrickt. Oder anders gesagt: Wo immer feministische Forderungen, Handlungen und Theorien auftauchen, entwickeln sie sich aus einem politischen Denken heraus, aus der politischen Organisation von Frauen. Feminismus und der Raum des Politischen gehören untrennbar zusammen.
2. Feminismus zielt, als Denken und als Tun, auf eine Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse ab. Er zielt auf die Gesamtheit der sozialen und symbolischen Ordnung, in der wir leben, bis hinein in

das, was wir gelernt haben als gegeben, als selbstverständlich, als unhinterfragbar oder als angenehm vertraut anzusehen.

3. Die Chance, dass Feminismus und der kollektive Kampf gegen Unrecht, Herabsetzung und Ausbeutung von Frauen laut, breitenwirksam und manchmal unüberhörbar wird, ist dann am größten, wenn sich gesellschaftliche Umbrüche und Krisen ereignen.

Französische Revolution

Mit der Zeit der französischen Revolution und der Erklärung der allgemeinen Menschenrechte im Jahr 1789 wurden radikale Umwälzungen in allen Lebensbereichen in Gang gesetzt. Und es trat ein unerhörtes Versprechen in die Welt: Die Menschen wollten fortan als ›freie‹ und ›gleiche‹ zusammenleben.

Frauen haben sich federführend an den revolutionären Handlungen beteiligt, um diese Vision Wirklichkeit werden zu lassen. Es war der ›Marsch der Pariserinnen‹, der maßgeblich zum Durchbruch der Revolution beitrug. Mit ihrem Protestmarsch konnten die Frauen den französischen König im Oktober 1789 zwingen, von Versailles nach Paris ins Revolutionszentrum zurückzukehren und die Erklärung der Menschenrechte zu unterzeichnen (vgl. Stübing, 1990, S. 31).

Was aber passierte in jenem Augenblick, in dem die Gestaltung der Gesellschaft nach den Prinzipien von Freiheit und Gleichheit für alle zum Greifen nahe schien? In Windeseile, schneller als ein Durchatmen, stellten die Revolutionsführer sicher, dass die erkämpften Rechte und Freiheiten für Frauen keine Gültigkeit haben würden und versagten ihnen die zukünftige politische Mitgestaltung.

Eine der bemerkenswertesten Reaktionen auf diesen Verrat stammt von der Künstlerin und Frauenrechtlerin Olympe de Gouges (bürgerlicher Name: Marie Gouze). Sie verfasste im Jahr 1791 ein eigenes Menschenrechts-Dokument, nämlich die *Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin* (*Déclaration des Droits de la Femme et de la Citoyenne*). In der Vorrede dazu heißt es: »Mann, bist du fähig gerecht zu sein? Eine Frau stellt dir diese Frage [...]. Sag an, wer hat dir die selbstherrliche Macht

verliehen, mein Geschlecht zu unterdrücken?» (de Gouges, 1980, S. 39). Was sie fordert ist nicht weniger als die vollständige Gleichheit der Geschlechter und die Öffnung aller Ämter für Frauen, aber auch eine Reihe sozialer Verbesserungen für uneheliche Mütter oder für Mädchen, die durch Heiratsversprechen betrogen worden waren (vgl. Hassauer, 1988, S. 260). Zwei Jahre später werden die politischen Frauenvereine in Frankreich verboten und Olympe de Gouges wird auf dem Schafott hingerichtet.

Etwa zur selben Zeit meldet sich auch in England eine wichtige feministische Vordenkerin zu Wort. Mary Wollstonecraft veröffentlicht im Jahr 1792 *Verteidigung der Rechte der Frau*. Auch sie ist eine glühende Anhängerin der Revolution in Frankreich und setzt sich leidenschaftlich für die Unabhängigkeit und Selbstbestimmung von Frauen, insbesondere für das Recht auf Bildung und Erziehung als Menschenrecht ein. Wie kann von Frauen verlangt werden, so Wollstonecraft, dass sie gute Ehefrauen und Mütter sein sollen, solange sie nicht frei sind, ihren Verstand zu nutzen und ihren Unterhalt selbst zu verdienen? Indem sie die Besonderheiten des Frauenlebens und die Unterschiedlichkeit der Geschlechter betont, setzt sie allerdings andere Akzente als Olympe de Gouges. Dabei geht es Wollstonecraft nicht um die Behauptung einer Natürlichkeit der Geschlechterverhältnisse und sie hält auch nichts von der Idee, dass die Natur die Aufgaben und Tätigkeitsbereiche von Frauen vorherbestimmt. Vielmehr tritt sie für das Prinzip der Gerechtigkeit ein, das in ihrem Spätwerk weitaus mehr Bedeutung erhält als jenes der Gleichheit: »Natürliche Unterschiede«, so führt Barbara Holland-Cunz den Gedanken von Wollstonecraft aus, »müssen durch gesellschaftliche Gerechtigkeit ausgeglichen werden, weil die ›Natur‹ zugleich das Fundament allgemeiner menschlicher Freiheit ist« (Holland-Cunz, 2003, S. 24).

Schon an diesen sehr frühen Stimmen lassen sich ein paar Punkte ansprechen, die für das Phänomen Feminismus insgesamt interessant sind:

Erstens, dass der Diskurs des Feminismus und der Diskurs der Menschenrechte seit jeher zusammengehören. Allerdings lassen sich ›Frauenrechte‹ nicht einfach dem bereits bestehenden allgemeinen Begriff ›Menschenrechte‹ beifügen, wie bereits Olympe de Gouges erkennt, die von

›Frauenrechten‹ und ›Männerrechten‹ spricht und wie es auch in dem Satz ›Frauenrechte sind Menschenrechte‹ zum Ausdruck kommt, der Frauen- und Mädchenrechte in den 1990er Jahren im allgemeinen Menschenrechtsdiskurs explizit festschreibt (vgl. Rudolf, 2014, S. 41).

Zweitens, dass bereits die Vordenkerinnen zwei unterschiedliche Emanzipationskonzepte entwickeln, das eine am Prinzip der Gleichheit orientiert, das andere am Gedanken der Differenz. Diese werden dem Feminismus lange erhalten bleiben. Auf politischer Ebene steht dies möglicherweise für die »Schwierigkeit, für die Gleichheit mit dem Mann zu streiten und doch nicht Mann sein zu wollen«, wie es Ute Gerhard (2012, S. 26) ausdrückt. Sie verweist aber auch auf ein schwerer greifbares Grunddilemma, das mit der symbolischen Positioniertheit von Männlichkeit und Weiblichkeit zu tun hat. Hinter den konkreten Rollen, Aufgaben und vermeintlichen Charaktereigenschaften, die den Geschlechtern zugewiesen werden, so eine seit langem vorgebrachte feministische These, ist eine weitaus unbeugsamere Asymmetrie am Werk ist. Diese besteht aus der Verlötung des Männlichen mit dem Allgemeinen und des Weiblichen mit dem Besonderen/Abweichenden sowie in der generellen Unmöglichkeit, Differenz nicht als Hierarchie, sondern als Gleichwertigkeit zu fassen. Jede Emanzipationsbewegung, die vom verfemten Teil ausgeht, ist damit von Anbeginn in die unmögliche Lage versetzt, Gleichheit und/oder Differenz zugleich fordern und zurückweisen zu müssen.

Drittens lässt sich anhand der frühen Stimmen ein bis heute wiederkehrendes Muster aufzeigen, das den Umgang mit dem Phänomen Feminismus prägt: Wenn Frauen sich auf politisch unbequeme Weise einmischen, so hat dies zur Folge, dass sie öffentlichkeitswirksam in hässliche Zerrbilder und geschlechtlich monströse Un/Nicht-Menschen verwandelt werden. Bereits der ›Marsch der Pariserinnen‹ ging als ›Tag der Weiber‹ in die Geschichte ein, an dem die mit Spitzhacken bewaffneten, Männerkleider tragenden Frauen in den Worten von Schiller ›zu Hyänen wurden‹ (vgl. Gerhard, 2012, S. 11). In diesem Sinne wurde auch die Hinrichtung von Olympe de Gouges von einflussreichen Revolutionsführern sogleich zum Anlass genommen, um folgenden Appell an die französischen Frauen zu richten: